

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. M. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 878—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. Jäkel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 19.

Milwaukee, Wis., den 1. Juni 1886.

Lauf. No. 531.

Inhalt. — Die Episkopalkirche. — Die große Glocke. — Lichter in der Welt. — Unser Synodalhaushalt. — Heiden und Heidenchristen. — Zur Affentheorie. — Kürzere Nachrichten. — Büchertisch. — Dankfagung. — Ordination und Einführung. — Synodal-Verammlung. — Quittungen. — Veränderte Adresse. —

Die Episkopalkirche.

[Schluß.]

Mit großer Behutsamkeit ging die junge Königin Elisabeth zu Werke in der Neugestaltung der kirchlichen Angelegenheiten. Allen, die des Glaubens wegen gefangen gesetzt waren, gab sie die Freiheit; die aus derselben Ursache Verbannten rief sie zurück. Die königliche Oberhoheit über die Kirche Englands wurde wiederhergestellt und die Verrichtungen, welche mit derselben verknüpft waren, wurden einer hohen Commission übergeben. Eine allgemeine Kirchensynode wurde angeordnet, und der durch die blutige Maria wieder eingeführte papistische Gottesdienst wurde durch Annahme des revidirten allgemeinen Gebetbuchs wieder verdrängt. Dadurch, daß ein Theil der Kirchendiener sich weigerte, die Oberhoheit der Krone und die neuen kirchlichen Einrichtungen anzuerkennen, erwichs anfänglich ein Predigermangel; und man mußte sich mit Lesegottesdiensten behelfen, bis vornehmlich durch aus der Verbannung zurückgekehrte Theologen die Stellen wieder besetzt wurden. Viele dieser Verbannten waren aber im Auslande unter schweizerischen Einfluß gerathen, und es geschah somit bei ihrer Rückkehr, was schon unter Eduard VI. in geringerem Maße, besonders durch ausländische Ankömmlinge geschehen war, daß zwinglische und calvinische Einflüsse in der Gestaltung des englischen Kirchenwesens zur Wirkung kamen, wo anfangs Luthers Lehre wirksam gewesen war. Und weil man das Bestreben hatte, den römischgesinnten Unterthanen entgegenzukommen und womöglich das ganze Volk in eine Gesamtkirche zu vereinigen, wurde die englischkatholische Verfassung, wie sie unter dem Papst gewesen war, mit wenigen Abänderungen beibehalten, wobei die Königin an Stelle des Papstes trat. Die Geistlichkeit blieb ein besonderer Stand, der sich durch die priesterliche Weihe von anderen Ständen unterschied und in sich gegliedert in den drei Rangstufen der Bischöfe, Presbyter und Diakonen abstieg. Da man die Priesterweihe als etwas zur Vollständigkeit des Amtes Nothwendiges ansah und zwar als die Uebertragung einer Würde, die von den Aposteln herzuleiten sei, so galt es für wichtig, daß die Geistlichkeit der englischen Staatskirche in engem Zusammenhang mit dem bishe-

gen geistlichen Stand verblieb und also die Reihe der Geweihten ununterbrochen bis auf die Apostel möchte zurückgeführt werden können. Nun waren von den der Reformation zugethanen aber in der römischen Kirche geweihten Bischöfen noch vier vorhanden, die während der Verfolgung unter Maria ins Ausland geflüchtet waren und nun zurückkehrten. Einer von diesen weihte also mit Beihilfe der drei übrigen den von der Königin zum Erzbischof von Canterbury bestimmten Matthäus Parker, und dieser konnte darauf die Weihe weitergeben. Den Beweis freilich, daß nach Gottes Wort eine solche Priesterweihe vonnöthen sei, daß der sogenannte geistliche Stand ein von den allgemeinen Christenstand unterschiedener sei, und daß unter denen, die in kirchlichen Ämtern stehen, ein Rangunterschied bestehen müsse und in der ersten Christenheit bestanden habe, können die Episkopalen nicht beibringen. Nach der Schrift ist vielmehr Bischof und Presbyter oder Ältester, die in der Episkopalkirche wie im Papsttum unterschieden werden, eins und dasselbe; denn nach Apostelg. 20, 17. ließ St. Paulus die Ältesten der Gemeinde von Ephesus zu sich entbieten nach Milet, und nach B. 28. sagt er zu diesen Ältesten, daß sie der Heilige Geist gesetzt habe zu Bischöfen, zu weiden die Gemeine Gottes; und St. Petrus nennt sich 1. Petr. 5, 1. den Mitältesten der Ältesten der Gemeinden, an die er seinen Brief richtet. Es ist eben dieses ganze Rangwesen in der englischen Kirche ein kräftiges Stück papistischen Sauerteigs, das man mitgenommen hat, als man vom Papsttum auszog, und das wieder zum Papsttum hindrängt.

Ein Bekenntnis gemann man für die unter Elisabeth eingerichtete englische Kirche durch eine Bearbeitung der unter Edward aufgestellten 42 Artikel, von denen man einige strich, so daß 39 übrig blieben. Diese neununddreißig Artikel sind es, wonach die Lehrstellung der englischen Episkopalkirche zu beurteilen ist. Da finden wir nun im 28. Artikel den reformirten Irrtum in der Abendmahlslehre ganz unverblümt, scharf und klar ausgesprochen, wenn es heißt: „So ist denen, welche es recht, würdig und im Glauben empfangen, das Brot, welches wir brechen, die Gemeinschaft des Leibes Christi“; und ferner: „Der Leib Christi wird gegeben, empfangen und gegessen im Abendmahl nur himmlischer und geistlicher Weise.“ Auch im 29. Artikel wird noch gesagt, daß die Gottlosen und des lebendigen Glaubens Erangelnden, obgleich sie sichtbar das Sakrament genießen, „doch auf keine Weise Christi theilhaftig würden.“ Daß diese Lehrstellung nicht mit Gottes Wort

stimmt, wissen wir. Der Apostel Paulus sagt nicht, wie hier der 28. Artikel, daß nur denen, „welche es recht, würdig und im Glauben empfangen“, das gesegnete Brot der Leib Christi sei, sondern er sagt ohne alle Einschränkung, das Brot, das wir brechen, sei die Gemeinschaft des Leibes Christi, daß also nicht erst durch den Glauben des Empfängers die Gemeinschaft des Leibes Christi zuwege kommt, sondern auch die, welche unwürdig, im Unglauben das Sakrament genießen, schuldig werden nicht bloß am Brot, sondern, wie Paulus sagt, an dem Leib des Herrn. Und der Herr Christus spricht nicht: „Nehmet, glaubet, das ist mein Leib,“ sondern: „Nehmet, esset, das ist mein Leib.“

Von den Kämpfen, welche durch gewisse Stücke der unter Elisabeth festgestellten kirchlichen Einrichtungen in England und Schottland veranlaßt wurden, werden wir zu anderer Zeit noch einiges zu besehen haben. An dieser Stelle aber möge noch Erwähnung finden, was innerhalb der Episkopalkirche selber die Zeit mit sich gebracht hat. Zwei Parteien sind es hauptsächlich, die einander gegenüber stehen. Die eine ist die „hochkirchliche“ Partei, die auf die bischöfliche Verfassung und was mit derselben verquickt ist, großen Nachdruck legt. In gesteigertem Maße findet sich diese Richtung ausgeprägt und zu stark römischer Praxis fortgeschritten bei den hochkirchlichen Ritualisten (auch von ihrem Vorreiter Pusey als Puseyten bekannt), die neuerdings mit Gebeten für die Todten und anderen papistischen Veranstaltungen Aufsehen machen. Die andere Hauptpartei sind die „Niederkirchlichen“, die zwar die Einrichtungen der Episkopalkirche beibehalten, aber auf die bischöfliche Verfassung und das Ceremonienwesen geringeres Gewicht legen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Episkopalkirche in Amerika. So lange dieses Land als Colonialgebiet unter englischer Herrschaft stand, war auch die Kirche der Obrigkeit des Mutterlandes unterstellt. Als aber die Vereinigten Staaten ein selbständiges Land mit selbständiger Regierung geworden waren, mußte auch eine Verbindung, nach welcher die englische Krone in kirchlichen Dingen Gehorsam fordern und Strafen verhängen konnte, aufhören; es entstand eine selbständige „Protestantische Episkopal-Kirche“ in den Vereinigten Staaten von Amerika. Durch drei Bischöfe, die in England durch den Erzbischof von Canterbury und den Bischof von London für die amerikanischen Bistümer von Pennsylvania, New York und Virginia geweiht wurden, stellte man die Anknüpfung an die sog. apostolische Uebermittelung der Bischofswürde

für den amerikanischen Zweig der bischöflichen Kirche her. Ihrer ganzen Anlage nach behielt aber die amerikanische Episkopalkirche ein gewisses vornehmes Gepräge, das sie bis auf den heutigen Tag nicht abgelegt hat, und einsichtsvolle Männer beklagen es tief, daß ihre Kirche die Kirche der reichen Welt sei und das große Volk durch ihr vornehmes Wesen abstoße.

Die Zahl und Eintheilung der Bistümer entspricht hier der Zahl und Eintheilung der Staaten des Landes, indem jeder Staat seinen Bischof hat. Erzbischöfe giebt es nicht. Die oberste Behörde ist die alle drei Jahre zusammentretende General-Convention. Dieselbe zerfällt in zwei Häuser, das Oberhaus, das aus sämtlichen Bischöfen besteht und unter dem Vorsitz des ältesten Bischofs bei verschlossenen Thüren sitzt, und das Unterhaus, das aus vier Presbytern und vier Laiendelegaten aus jedem Bistum zusammengesetzt ist und offene Sitzungen hält. Die Abstimmungen geschehen nicht nach einzelnen Delegaten, sondern nach Bistümern, und die Zusammenstimmung beider Häuser ist erforderlich, damit ein Beschluß Gesetzeskraft erhalte. Wie drüben in England, so ist auch hier das Vorhandensein einer hochkirchlichen und einer niederkirchlichen Partei mit ihren Gegensätzen deutlich bemerkbar, und eher als eine Ausöhnung dieser Parteien steht eine vollständige Trennung derselben zu erwarten.

Mit der Episkopalkirche Englands hat die amerikanische Tochter derselben gemein das Bekenntnis der „neununddreißig Artikel“ und das Kirchenbuch, das hier wie drüben „das allgemeine Gebetbuch“ betitelt ist; in beiden hat man aber Tilgungen und Abänderungen vorgenommen, wo dieselben durch das Wegfallen der königlichen Oberhoheit und anderer Eigentümlichkeiten der Mutterkirche bedingt waren.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war die „protestantische Episkopalkirche“ besonders in den Südstaaten unseres Landes sehr zurückgegangen; doch folgten auch wieder Zeiten kräftigen Aufschwungs, und aus den dreihundert Presbytern und Diakonen, die im Jahre 1820 unter neun Bischöfen wirkten, sind über dreitausend geworden. Aber wiederholt haben heftige Kämpfe an der Einheit gerüttelt, und auch jetzt ist keineswegs Ruhe und Eintracht, sondern viel Streit und Zwietracht unter den Episcopalen zu verzeichnen. Besonders waren schon früher und sind auch jetzt mit einander im Kampf die beiden Parteien, die Hochkirchlichen, die jetzt seit 1868 als „Ritualisten“ ununterbrochene Anstrengungen nach Geltung machen, und die Niederkirchlichen, welche die Bestimmungen des „allgemeinen Gebetbuchs“ festgehalten wissen wollen und neuen Ceremonien und Lehren die Berechtigung versagen, in den ritualistischen Bestrebungen aber ein mächtiges Hinstreben zum Papsttum erkennen, wie ja solches auch immer deutlicher zu Tage tritt. Hat doch schon 1871 der angesehene Dr. De Koven, der später als Leiter ihrer großen, prächtigen Hochschule zu Racine, Wis., gestorben ist, in öffentlichen Verhandlungen den Satz aussprechen dürfen: „Ich glaube an die wahre, wirkliche Gegenwart unsers Herrn unter der Gestalt des Brotes und Weines auf den Altären unserer Kirche. Ich selber bete Christum als in den Elementen unter der Gestalt des Brotes und Weines gegenwärtig an und würde, wo es nötig und meine Pflicht wäre, auch meine Leute solche Anbetung lehren.“ Von einem Fall, wo ein Ritualist ein feierliches Todtenamt mit Gebeten für den Verstorbenen angestellt hat, haben wir erst kürzlich zu berichten Gelegenheit gehabt. Es zeigt sich eben in diesen Erscheinungen recht deutlich, wie ein wenig Sauerteig den ganzen Teig ver-

säuert, wie die Reste schriftwidrigen papistischen Wesens, von denen sich die Episkopalkirche nicht losgemacht hat, und die auch von den Niederkirchlichen nicht abgegeben worden sind, ein Unkraut bilden, das um sich und über sich wuchert und seine bösen Früchte trägt.

Die große Glocke.

Erzählung von Hermann Steinbrück.

Erstes Kapitel.

Licht vom Licht, erleuchte mich
Bei dem neuen Tageslichte.
Gnadenjonne, stelle dich
Vor mein müdtes Angesichte,
Wohne mir mit Glanze bei,
Daß mein Sabbath heilig sei.

Du bist mehr als Salomon,
Laß mich deine Weisheit hören!
Ich will Deinen Gnadenthron
Mit gebeugten Knien ehren,
Bis mir Deine Sonne lacht
Und den schönsten Sonntag macht.

So sang der alte Freimann Holz mit seinem frommen Weibe, zog sich seinen Sonntagstroß an und setzte sich auf die hölzerne Bank vor seiner Hausthür. Sein Auge schaute freudig hinüber zu dem kleinen Kirchlein, von alten Linden umschattet. Er sah die Thurm Luke bereits geöffnet und wartete sehnlich auf den ersten Ton der alten großen Glocke. Es war ein gar freundlicher Sonntagmorgen, der Himmel tief blau, die Luft warm und erquickend. Ein duftender Fliederbaum warf seinen Schatten auf das Ruheplätzchen des Alten, über dessen ernstes Gesicht eine heilige Freude ausgegossen schien. Die Hände ruhten gefaltet auf seinem Schooße, seine Lippen bewegten sich, und bald wurden einige Laute immer hörbarer. „Meine Seele verlangt und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn, mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott!“ Diese Worte hatte er so laut vor sich hing gesprochen, daß sein unbemerkt von der andern Seite herkommender Nachbar sie hören konnte.

„Gott grüß dich, Gebatter Holz!“ sprach der alte Lüdke, ein herrschaftlicher Tagelöhner, in seinem Alltagsittel der Bank sich naugend, „ja, wer sollte auch nicht Verlangen haben nach den Vorhöfen des Herrn? In früheren Zeiten konnten auch wir noch ins Gotteshaus gehen; aber jetzt wird es uns unmöglich gemacht. Du sitzt hier in deinem Sonntagstroß und harrst auf die große Glocke, die dich zu unserm Herrgott ladet; ich aber muß nach der kleinen Glocke hinhorchen, die uns auf den Gutshof ruft, daß wir unsern Wochenlohn ausbezahlt bekommen — und nicht einmal einen Sonntagstroß darf man anziehen, denn der Herr kann ja nichts leiden, was ihn an Kirche und Gottesdienst erinnert, und du weißt ja, wie wild er wird, wenn er die große Glocke hört, besonders seit der Geschichte mit dem lahmen Just.“

„Aber die Schuld liegt auch an euch,“ sprach ernst der alte Holz; „warum bittet ihr nicht, daß euch am Sonnabend oder am Montag euer Lohn gezahlt wird, wie es früher war bei dem alten gnädigen Herrn? — Ja, damals sah es anders aus hier in Bornhausen.“

„Meinst du, wir hätten daran noch nicht gedacht?“ fiel Lüdke wieder ein. „Müller und Drems

und ich, wir haben am vorigen Sonntag noch den Inspektor so recht freundlich gebeten, er möchte doch eine Aenderung in der Auszahlung treffen. Drems ist ein dreister Mensch, der sprach, als er uns den Mund verbot, noch ein ernstes Wort und sagte: Kennen Sie nicht das dritte Gebot, Herr Schramm: Du sollst den Feiertag heiligen? Aber da wurde der Schramm wüthend und schrie ihn an: Schweige er, oder ich schlage ihn todt! Das ist ja immer sein Wort, wenn er wüthend auf einen ist.“

„Da müßt ihr den Herrn selber bitten,“ sprach ruhig der alte Freimann.

„Nun, das wollen wir jetzt gerade thun,“ bekannte Lüdke mit freudigem Blitze; „wir haben es uns heute vorgenommen, mag daraus werden, was da will. Drems will vorangehen, Müller und ich folgen, vielleicht kommen auch noch einige Andere mit.“

„Ihr müßt aber die Hauptsache nicht vergessen, ihr müßt erst Gott anrufen, daß er euch den Mund aufstue und dem Herrn das Herz lenke,“ ermahnte der Freimann.

„Ja wohl, aber mir wird der Gang doch sehr sauer,“ sprach Lüdke und fuhr nach einem Seufzer fort: „Es ist schwer zu glauben, daß sich Herr Kroll das Herz lenken läßt. Ich glaube, der hat gar kein Herz. Wie hätte er sonst unter dem Glockengeläute den Just können so mißhandeln, wie so das Heilige verhöhnen, als dieser ihm zurief: „Wer weiß, Herr Kroll, was diese große Glocke Ihnen noch alles läuten wird!“ Und zu Müllers Frau, die ihre Kinder für die Schulstunden von der Arbeit freibitten wollte, hat er gesagt: „Ich will keine Leser und Beter hier haben, ich will nur Arbeitskräfte; arbeiten müßt ihr, arbeiten, bis ihr hinsinkt wie das Vieh.“

„So schlimm war er früher nicht, als ich noch zuweilen auf dem Hofe verkehrte,“ begann wieder der alte Holz; „freilich war immer ein großer Unterschied zwischen ihm und dem seligen Herrn von Born; aber seit der hohe Schornstein da hervorragt, wo sie das Wasser brennen, welches das erste Scheidewasser ist für Fried und Freude, Glück und Sorgen, ist der böse Geist hier eingekehrt. Die Knechte und Tagelöhner sind meist schlechter geworden, und der Herr immer zorniger und gottloser.“

„Ja, und besonders,“ fiel Lüdke wieder ein, „seit die alte Ausgeberin ihm alles hinterbringt und die freundliche Madame todt ist und der Säufer und Gottesleugner, der Schramm, sein Oberhofmeister, ist aller Segen vom Gute gewichen; aber,“ fuhr er nach einer Pause wieder fort, „vielleicht wird es bald etwas anderes. Weißt du schon, Gebatter Holz? Gestern ist der junge Herr angekommen, der die Landwirthschaft ordentlich studirt hat und nun fix und fertig ist. Der hat so seiner Mutter Sinn, war doch immer so recht mitleidig und freundlich, der kann auch auf den Vater noch einwirken.“

Der alte Freimann richtete sich plötzlich auf, als wollte er in die Ferne sehen. Bald erschien ein Fuhrwerk an der Ecke des Rusterhauses. „Sieh da, der Herr Pastor!“ rief er freudig. Lüdke reichte dem Freunde die Hand und ging schweigend fort. Nach einigen Minuten waren zwei Menschen in Bewegung. Der alte Ruster ging nach dem Thurme, und des Maiers Sohn zog die kleine Glocke, die an dem Giebel des großen Kornspeichers befestigt war.

Sogleich sammelten sich die Tagelöhner auf

der Straße und gingen still dem Herrenhose zu. Auf der Rampe des stattlichen Wohnhauses standen bereits drei Männer, es waren Lüdke, Müller und Drems. Ein Fenster wurde geöffnet, der Gutsherr schaute mit finstern Blick hinaus und rief in zornigem Tone: „Was wollt ihr hier? Wißt ihr nicht, wo heute euer Eingang ist?“

„Ach, verzeihen Sie, Herr,“ nahm Drems das Wort, „wir wollten gern Sie selbst sprechen und eine unterthänige Bitte vorbringen.“

Da bog der Herr sich weit aus dem Fenster, und in demselben Augenblicke begann das Glockengeläute vom Kirchturm. „Die fatale große Glocke!“ schrie er mit vor Wuth sich röthendem Gesicht, fuhr zurück und schlug heftig das Fenster zu.

Die kleine Glocke hatte das ganze Dorf in Bewegung gesetzt, denn dies bestand bis auf den einzigen Freimann aus lauter Tagelöhnern. Nicht Männer, sondern auch Frauen und Kinder sammelten sich auf dem Herrenhose. Auf den Klang der großen Glocke hatte sich außer dem Hause des alten Holz nur noch eine Thür geöffnet. Hinter der Kirche liegt am Ende eines Weidendamms, der über einen lieblichen Wiesengrund führt, ein freundliches Häuschen. Vor demselben stehen vier schlanke Pappeln, die den Eingang bilden in ein blumenreiches Gärtchen, das von einer zierlichen Buchenhecke eingefast ist. Der vorige Gutsherr, der treffliche Herr von Born, hat hier eine Wohnung für die Predigerwitwe erbaut, und die Frau Pastorin Blank, deren Gatte in dem nahen Pfarrorte vor einigen Jahren gestorben war, war es, die bald nach dem ersten Tone der Glocke mit ihrer einzigen Tochter Theodora auf den Weidendamms trat. Die Mutter ging mit gesenktem Blicke still ihren Weg; die siebzehnjährige Theodora, ein liebliches Mädchen mit blondem, weichem Haar und hellen blauen Augen schaute über die Wiesenblumen. Kaum waren beide um die Ecke des Küsterhauses gebogen und wollten in die Kirchhofspforte treten, als ein Reiter die Straße hinuntersprengte, plötzlich sein Pferd anhielt, einen Blick auf die Frauen warf und nach einer flüchtigen Begrüßung schnell wieder von dannen ritt. Beide erschrafen über die plötzliche, unerwartete Erscheinung. Die Mutter sammelte sich schnell und sprach: „Sieh, der Wilhelm ist wieder da!“ Theodora schwieg und trat ruhig und andächtig mit ihrer Mutter in das Gotteshaus. Hier saß der Pfarrer, ein Mann in mittleren Jahren, in einem offenen Gestühl neben dem Altar. Neben der Mutter Holz saßen bald jene Weiden, die zuletzt eingetreten, und aus dem langen Männergestühl ragte das ehrwürdige weiße Haupt des alten Holz hervor. Dies war die Schaar, die heute wie fast alle Sonntage sich auf die grüne Weide des Wortes Gottes führen ließ. Fassen wir mit ihr gleichzeitig die andere Schaar ins Auge, die draußen ist, und sehen und hören wir bald hieher und bald dorthin.

Auf der Rampe stehen noch jene drei Männer. Zu ihnen haben sich noch einige Andere gesellt. Die hohe Thür öffnet sich, Herr Grundbesitzer Kroll in seinem Hausrocke, die brennende Cigarre im Munde, tritt heraus und spricht mit finstern Blicke: „Was wollt ihr?“

„Wir wollen unserm Herrgott dienen,“ antwortete Drems mit erhobener kühner Stimme, „wir möchten Ihm gern die Ehre geben!“

„Allein Gott in der Höh sei Ehr, und Dank für

seine Gnade!“ singt im Kirchlein die kleine Gemeinde.

„Ach was!“ ruft der Gutsherr, „mir gebührt hier die Ehre. Ich bin der Herr. Wenn ich euch kein Brot gebe, so müßt ihr verhungern. Schert euch —!“ und er dreht sich kurz um und wirft die Thüre hinter sich zu.

„Kyrie eleison!“ singt nach dem Sündenbekenntnisse der kleine Chor in der Kirche.

„Ich brauch keinen Gott und brauch keinen Segen!“ schreit der Inspector Schramm in dem Auszahlungszimmer in die Versammlung hinein, nachdem Drems soeben gesagt hat: „Was hilft uns aller Lohn und alles Geld, wenn wir keinen Gott haben, und keine Gnade, und keinen Segen? Und das brauchen Sie auch, Herr Schramm.“

„Und Frieden auf Erden, und den Menschen ein Wohlgefallen!“ ertönt es im Kirchlein.

„Ich schlag dich todt!“ schreit wieder hinter seinem Geldtische der böse Schramm einem Knechte zu, der sich durch die Tagelöhner hindurchgebrängt und sich etwas von seinem Lohn erbeten, nach starrer Abweisung aber mit drohender Geberde sich umgewandt hat. „Ich schlag dich todt!“ schreit der wüthende Inspector, ergreift den Kornbodenschlüssel und schlägt mit dem daran befestigten Hahngeweißstück den Knecht in den Hinterkopf, und das Blut rinnt in Strömen herab.

„Unsern Ausgang segne Gott!“ singt im Kirchlein die kleine Schaar nach andächtig angehörter Predigt.

„Schert euch zum —“ ruft in demselben Augenblicke, nachdem unter vielem Zanken und Fluchen die Auszahlungstunde vergangen ist, der Haushalter der großen Schaar zu.

Nachmittags kam viel Besuch ins Herrenhaus. Es waren meist ältere Männer, und diese kamen nur zum Spielen, Essen und Trinken. Wilhelm gefiel diese Gesellschaft nicht; er hatte mit dem Vater erst sehr wenig gesprochen, aber er sah heute auch keine Gelegenheit, ihm in kindlicher Weise sich zu nähern. Bald nach dem Tode der Mutter war dieser einzige Sohn auf eine Schulanstalt gebracht worden, hatte dann, da der Vater es wünschte, bei einem mütterlichen Verwandten die Landwirthschaft gelernt und war zuletzt auf einer staats- und landwirthschaftlichen Akademie gewesen. Jetzt wünschte der Vater nun seine Kenntnisse und seine ökonomischen Talente kennen zu lernen. Dann aber sollte er auf irgend einem größeren Gute als Volontär sich noch weiter praktisch ausbilden.

Wilhelm war von sanfter Gemüthsart, wie seine verstorbene Mutter, hatte einen schlichten, gesunden Verstand, ein gutmüthiges, leicht anschließendes Wesen, dabei einen edlen Anstand in seinem Auftreten. Bei hiebern, kirchlichen Verwandten erzogen, hatte er viel Gutes gelernt; aber der Glaube, der seinem Vater fehlte, war auch in ihm noch nicht kräftig geblieben. Auf dem Hofe war es Wilhelm heute noch unbehaglicher als im Hause, denn aus der Schankstube neben der Brennerei schallte wildes Geschrei angetrunkenener Knechte und Tagelöhner. Ein großer Theil des eben ausgezahlten Lohnes wanderte hier wieder zurück in die Kasse des Herrn. Wilhelm ging in den Garten, durchschritt die dunklen Laubgänge, und als es ihm auch dort beklommen wurde, trieb es ihn in Feld und Wald. Die Sonne hatte sich bereits hinter den Waldesjaun

gesenkt, als er von seinem Spaziergange heimkehrte. Er hatte es nicht gemerkt, daß der Fußpfad, dem er gefolgt, ihn nicht nach dem Gutshofe, sondern in eine ganz andere Richtung führte. Er sah sich in der Nähe eines kleinen, hinter dem Dorfe liegenden Gehöftes, und die vier Pappeln ließen ihn erkennen, daß er nicht weit vom Weidendamme war, der in das Dorf führte. Er mußte an dem Garten des Pfarrwitwenhauses vorüber. In seinen Gedanken überraschte ihn ein Gesang, der aus den theilweise geöffneten Fenstern des kleinen Hauses gar schön ertönte. Er trat dem Hause näher, doch so, daß er nicht bemerkt werden konnte. Darinnen war die kleine Schaar von heute früh versammelt, aber mit dem alten Holz waren auch noch Lüdke, Müller und Drems gekommen. Als der Gesang verstummt war, las Theodora eine Predigt und zwar, wie es die Mutter gewünscht hatte, aus den deutlich geschriebenen und sauber zusammengehefteten Papieren ihres seligen Vaters. Wilhelm fühlte sich immer einsamer, immer verlassen, besonders als er eine Erklärung über die Worte vernahm: „Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seien, gleichwie Du Vater in mir, und ich in Dir, daß auch sie in uns eins seien.“ Wie gern wäre er eins gewesen mit den Seelen da drinnen! Er durfte aber nicht hinein, er durfte nur verstohlen lauschen, denn der Vater hatte heute bei Tische, als er von seinem Zusammentreffen mit der Predigerwitwe und ihrer Tochter ganz unbefangen gesprochen, ihm jede Annäherung ernst untersagt und mit den Worten geschlossen: „Du weißt, die Pfaffen sind mir mit all ihrem Anhang zuwider.“ Als aber Theodora das Schlußgebet las, da mußte er doch Gemeinschaft machen mit der stillen Gemeinde. Er betete leise mit, und es wurde stiller in seiner Seele. Als der Gesang wieder begann, war es ganz dunkel geworden, und er ging, von mancherlei Gefühlen bewegt, den Weidendamms entlang dem Dorfe zu.

Kaum war Wilhelm an der Kirche vorüber, so drang vom Gutshofe ein immer lauter werdendes Geschrei ihm entgegen. Als er durch das Thor trat, sah er vor der Schankstube einzelne Menschen stehen, welche mit heftigen Geberden einander drohten. Aus dem Innern aber drangen wilde Töne hervor, und er hörte deutlich, wie mit harten Gegenständen auf die Tische geschlagen wurde. Er wollte eben vorübergehen und in das Haus eilen, als er eine unförmliche, taumelnde Gestalt — er erkannte leicht den Inspector Schramm — in die Schankstube eintreten sah.

Unwillkürlich blieb er stehen. Bald nachdem Schramm — auf Befehl seines Herrn — eingetreten war, um die betrunkenen und in Streit gerathenen Knechte auseinander zu bringen, hörte Wilhelm berbe Schläge fallen.

„Peter Block hat angefangen! Nehmt ihn fest, bindet ihn!“ schrie der Inspector.

Wilhelm stand wie angewurzelt, er wagte sich nicht in den wilden Haufen hinein. Bald sah er durch das Fenster, wie der Inspector hin und hergestoßen, ja unter Geschrei und Gelächter umhergeworfen wurde, und er hörte seinen Ruf: „Aufbruch, Empörung! David, lauf, läute die große Glocke, daß die Andern kommen und mich retten!“ Einige Minuten später ertönte die große Glocke, und mit ihrem ersten Klange fiel ein furchtbarer Schlag.

„Ich schlag dich todt!“ so schallte eine wüthende Stimme und — in einer Blutlache lag der Inspektor, tödtlich getroffen von der Hand des Peter Blgä, desselben, den er heute früh verwundet hatte. „Die fatale große Glocke!“ rief der Gutsherr, dem bei ihrem Erönen die Karten aus der Hand gefallen waren, und kam mit seiner ganzen Gesellschaft aus dem Hause gestürzt. Noch läutete die Glocke, die Tagelöhner sammelten sich von allen Seiten. „Den hat Gott gerichtet!“ rief eine laute Stimme — es war Drems —, und der todtbe Schramm wurde in den Spirituskeller getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Lichter in der Welt.

Eine Zeitbetrachtung.

„Auf daß ihr seid ohne Tadel und lauter und Gottes Kinder, unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheint als Lichter in der Welt.“ So schreibt der heilige Apostel Paulus Phil. 2, 15. aus dem Heiligen Geist, nicht allein an die Christen, die in den Tagen des Apostels zu Philippo lebten, sondern auch an und für die Christen, die im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in Amerika leben. Auch wir leben inmitten eines unschlachtigen und verkehrten Geschlechts, wie solches die jüngst verflorenen Tage und Wochen wieder recht deutlich haben erkennen lassen. Oder ist es nicht in der That ein unschlachtiges und verkehrtes Geschlecht, das einerseits mit blutsaugerischer Selbstsucht die Macht des Kapitals mißbraucht zu schnöder Verkürzung des verdienten Lohns vieler Tausende armer Arbeiter und Arbeiterinnen, bis dieselben mit allem Fleiß und aller Sparsamkeit kaum mehr ein elendes Leben zu fristen vermögen, und das andererseits mit planmäßig überlegter und zu allerlei ungerechten Mitteln greifender Feindseligkeit durch möglichst empfindliche Schädigung der Geschäfte theils berechnete, theils auch offenbar unberechtigte Forderungen durchzusetzen beflissen war? Wahrlich, es gehört nicht eine besonders tiefe christliche Erkenntnis dazu, um zu erkennen, daß sowohl nur auf ihren Vortheil bedachte Arbeitgeber als auch ebenso nur auf ihren Vortheil bedachte Arbeiter, daß die prozesshaften, geschwollenen, lieblosen Weltmenschen unter den Reichen, und die ebenso prozesshaften, unverschämten und lieblosen Weltmenschen unter den Unbemittelten und Armen mit unfruchtbaren Werken der Finsternis, mit Sünden gegen das vierte und fünfte und siebente und achte Gebot ihre Ziele verfolgen. Da sollen denn die Christen, die ja in dieser Welt mitten unter den Kindern der Bosheit leben und arbeiten müssen, nach des Apostels Worten „scheinen als Lichter in der Welt“. Sie sollen keine Gemeinschaft haben mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis, wie auch 1. Cor. 6, 14. geschrieben steht: „Zieht nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen. Denn was hat die Gerechtigkeit für Gemeindegemeinschaft mit der Finsternis?“ Wenn also die Welt übervorthheit und schindet und sich mit Schweiß und Blut der darbedenden Armut bereichert, oder aber sich zusammenrottet und zusammenschwört zur Ertrözung ihrer Forderungen und unbefümmert um das Unheil, welches dadurch gestiftet wird, oder gar mit absichtlicher und fortgesetzter Schädigung an des Näch-

sten Gut und Habe, wohl auch Leib und Leben, zu erzwingen sucht, was nicht gutwillig gewährt wird, so sollen Christenleute sich wohl hüten und nicht mitthun, sondern solchem Treiben geflissentlich fern bleiben. Das gilt besonders auch von solchen Zeiten, in denen die Weltkinder in besonderem Maße offenbaren, was Geistes Kinder sie sind, wo sie in Genossenschaften und mit vereinten Kräften nur das Ihre suchend Unrecht saufen wie Wasser. Da sollen wir Christen als Kinder des Lichts das Wort bedenken und befolgen: „Um dieser Dinge willen kommt der Zorn Gottes über die Kinder des Unglaubens. Darum seid nicht ihre Mitgenossen. Denn ihr waret weiland Finsternis, nun aber seid ihr ein Licht in dem Herrn. Wandelt wie die Kinder des Lichts... und prüfet, was da sei wohlgefällig dem Herrn. Und habt nicht Gemeinschaft mit den unfruchtbaren Werken der Finsternis, strafet sie aber vielmehr.“ Eph. 5, 6—11.

Da wird es dann freilich nicht fehlen, daß wir erfahren müssen, was der Herr Christus den Seinen vorhergesagt hat: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb. Nun ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählt, darum hasset euch die Welt.“ Da giebt es Spott und Hohn, Verdrängung und Vertreibung aus Stellung und Verdienst, Entziehung der Kundtschaft in Handwerk und Handel, und was sonst die Feindschaft ersehen und ersinnen mag. Und da sind wir in unserer Zeit und unserem Lande nicht übler dran als es unsere Vorgänger in früheren Zeiten und anderen Ländern waren, ja so weit geht doch die Welt, in der wir heute leben, noch nicht, wie die Welt in den ersten Jahrhunderten ging, da die Christen, weil sie nicht mitmachen wollten, geföpft und verbrannt und wilden Thieren vorgeworfen wurden. Auch selbst in unsern Tagen giebt es Christen, die theils ganz ebenso, theils viel empfindlicher als wir erfahren müssen, daß sie noch in der Welt leben, aber nicht von der Welt sind. So berichtet ein chinesischer Christ, wie es in seinem Lande den Christen zu gehen pflegt, die noch mitten unter ihren heidnischen Landsleuten als Lichter in der Welt zu scheinen haben, und führt dabei folgende Stücke auf.

1) Wir beten den wahren Gott an und weigern uns, die Götzen zu verehren; darum hassen uns die Weltleute.

2) Wir müssen mit heidnischen Nachbarn leben. Alljährlich werden Geldsammlungen veranstaltet für Theater, für Götzenfeste, für Tempelreparaturen, für Opfer u. dgl. Tragen wir für diese Zwecke nichts bei, so werden wir gescholten, beschimpft und geschlagen, ja zuweilen mit Speeren, Messern und Schießgewehren angegriffen, oder aber durch heimliche Intriguen verfolgt.

3) Jedes Dorf hat seinen Feldgott und Getreidegott, den alle Einwohner verehren müssen. Die Ausgaben werden einfach auf die Familien oder auch auf die einzelnen Personen vertheilt. Weigern wir uns, unsern Antheil zu bezahlen, so werden unsere Reisfelder nicht mehr vom Dorfwächter bewacht oder unsere Häuser angezündet.

4) Baut jemand ein Haus, so muß er einen Glückstag wählen und durch einen Priester die bösen Geister vertreiben lassen. Weigern wir uns dessen und es erkrankt oder stirbt dann ein Dorfbewohner, so werden wir dafür verantwortlich gemacht und müssen Schadenersatz zahlen.

5) Bei einer Hochzeit kommts wieder auf den Glückstag an, und überdies müssen bei dieser Gelegenheit die Ahnentafeln verehrt werden. Lassen wir uns

hiezuhin nicht bewegen, so laden wir die bittersten Vorwürfe unserer Eltern und Geschwister auf uns.

6) Sterben unsere Eltern, so erwartet man, daß wir einen Priester anstellen, um ihre Seelen aus der Hölle zu befreien, Weihrauch anzuzünden u. s. w. Thun wir das nicht, so werden wir von unsern Angehörigen geschlagen, unseres Viehes und sonstigen Eigentums beraubt u. s. f.

7) Bei der jährlichen Vertheilung von Geld oder Naturalien an die Stammesgenossen aus dem gemeinsamen Vermögen sucht man uns Christen zu übergehen, und giebt man uns doch etwas, so geschieht es unter Fluchen und Schimpfen.

8) Treiben wir Handel, so verlieren wir unsere Kunden, falls wir nicht gewisse abergläubische Gebräuche und götzendienerische Gewohnheiten mitmachen.

9) Sind wir Tagelöhner, so werden unsere Arbeitgeber uns oft beauftragen, Kerzen und Weihrauch für den Gott des Reichthums anzuzünden, Sonntagsarbeit zu thun u. dgl. mehr. Gehorchen wir nicht, so werden wir arbeitslos.

10) Halten wir Schule, so müssen wir die Bilder der alten chinesischen Weisen — zum Zweck der Anbetung — im Schulzimmer aufstellen; sonst kriegen wir keine Schüler oder verlieren die, welche wir haben.

Da sehen wir, wie gesagt, daß es dort im fernen Asien den Christen in manchen Stücken gerade so geht, wie es unsern von den Weltleuten, sowohl von ihren Arbeitgebern als auch nicht minder von ihren Mitarbeitern gedrückten Christen in mancherlei Gewerben gerade in dieser gegenwärtigen Zeit vielfach geht, daß wir aber in andern Stücken noch viel besser daran sind als jene Christen in China. Lassen wir uns nur von jenen nicht beschämen in der treuen und ausdauernden Bemährung unseres Christenstandes in diesen Drangsalstagen, die Gottes Weisheit zu Ende bringen wird, sobald seine Zeit gekommen ist. Er wird unser keinen versuchen lassen über Vermögen, sondern machen, daß die Versuchung ein Ende gewinne, daß wir es können ertragen.

G.

Unser Synodalhaushalt.

Ein ernstes Wort an ernste Leute.

(Fortsetzung.)

Der Hauptposten in unserm Synodalhaushalt ist unser Anstaltswesen; nach den Finanzen unserer Anstalten sind unsere Synodal Finanzen zu beurteilen, wie Privathaushalt nach dem, was Nahrung, Kleidung und Wohnung erheischen. Unsere Anstaltskassen seien denn auch der Gotteskasten, an den wir uns heute einmal stellen wollen, um zu sehen, was da eingelegt wird.

Von dem Gotteskasten zu Jerusalem steht geschrieben: „Und viele Reiche legten viel ein.“ Das kann man von unserm Gotteskasten schon nicht sagen. Warum nicht? Vielleicht, weil wir in unsern Gemeinden nicht viele Reiche hätten? Das wäre! wir haben in unsern Gemeinden Hunderte von reichen Leuten, die, wenn sie nur annähernd in dem Verhältniß von ihrem Ueberfluß geben wollten, wie die vielen Unbemittelten und Armen von ihrem Wenigen, mit Leichtigkeit die sämtlichen Unkosten unsers Anstaltswesens bestreiten könnten, ohne daß die kleinen Leute auch nur Gelegenheit fänden, Anstaltskosten tragen zu helfen. Es ließen sich in unserer Synode ohne langes Suchen sagen wir einmal vierhundert Männer finden,

die, wenn sie sich drein theilen wollten, unsere Anstaltskassen zum Ueberfluß versorgen könnten, ohne sich irgendwie wehe zu thun.

Zum andern finden wir dort beim Gotteskasten in Jerusalem eine Person, die sich unserm Wissens bei unserm Gotteskasten auch noch nicht hat sehen lassen, ob schon ja auch bei uns im Verhältnis die Armen das meiste thun; das ist die Frau, von der es heißt: „Diese hat von ihrer Armut alles, was sie hatte, ihre ganze Nahrung, eingelegt.“ Zwar hört man wohl öfters das Wort aussprechen: „Ich will auch mein Scherflein dazu geben.“ Aber man soll nur die Probe machen, so wird man finden, was die Redensart werth ist. Es wird von einem reichen Manne berichtet, der, als er eine Gabe für einen wohlthätigen Zweck angegangen wurde, auch sprach: „Ja gewiß, ich gebe mein Scherflein auch dazu.“ „Sie meinen das Scherflein der Witwe?“ fragte der Sammler. „Ja, ja,“ war die Antwort. „D,“ sprach darauf der Collectant, „von Ihnen bin ich mit der Hälfte zufrieden. Die Witwe gab alles, was sie hatte; geben Sie die Hälfte; das macht, da Sie Ihre siebzigtausend Thaler im Vermögen haben, fünfunddreißigtausend Thaler. Wann soll ich das Geld abholen?“ Er hat es aber nicht abgeholt.

Eine Sorte Leute aber finden wir beim Gotteskasten in Jerusalem nicht erwähnt; das sind die Leute, welche gar nichts eingelegt hätten. Solche rare Leute giebt es aber bei unserm Anstaltsgotteskasten schaarenweise. Da haben wir zunächst mehr als ein Duzend ganzer Gemeinden, deren s ä m t l i c h e Mitglieder, reich, arm und mittelmäßig, wie sie da sind, in diesem Anstaltsjahr noch nicht einen einzigen Cent in unsere Anstaltskassen haben fließen lassen. Und unter diesen Gemeinden sind alte, wohlhabende Gemeinden und solche Gemeinden, die Jahr aus, Jahr ein die Früchte unserm Anstaltswesens genießen, indem ihre Pastoren aus unsern Lehranstalten hervorgegangen sind.

So viel ist klar, daß, wenn in unserm Haushalt Mangel herrscht, das seinen Grund nicht darin hat, daß alle verfügbaren Kräfte angestrengt, alle zu Gebote stehenden Mittel erschöpft wären und doch immer noch Bedürfnisse zu befriedigen bleiben müßten; sondern es könnte viel mehr einkommen, als nöthig wäre, um unsern Haushalt auf dem gegenwärtigen Stand zu erhalten und ohne Einschränkung fortzuführen. Aber mit dem, was man haben k ö n n t e , läßt sich nichts anfangen, sondern nur mit dem, was man h a t . Wenn eine Hausmutter Eierkuchen backen soll, muß sie eben Eier haben, und wenn sie die nicht hat und ihr auch für Geld und gute Worte niemand welche zukommen läßt, kommt gewiß kein Eierkuchen auf ihren Tisch, und wenn auch alle Hühner auf Erden jeden Tag drei Eier legten und man vor Gegaßer sein eigenes Wort nicht verstehen könnte. Genau so ist es mit unsern Lehranstalten. Was hülfte es uns, wenn unsere Gemeinden aus lauter Millionefern beständen, die bis an den Hals im Golde säßen, aber unsere Anstaltskassen leer blieben?

Die nächste Frage, vor die wir uns gestellt sehen, wäre also die: W o l l e n wir unsere Synodalanstalten, wie wir wohl könnten, in dem Umfang, wie sie jetzt bestehen, weiter führen? Man sollte zwar meinen, diese Frage wäre schon dadurch beantwortet, daß wir Lehranstalten, welche unsere Synode hat, überhaupt errichtet und eingerichtet haben. Das ist doch nicht geschehen zum Zeitvertreib, wie Kinder ein Kartenhaus bauen, das sie über den Haufen werfen, wenn es ihnen keinen Spaß mehr macht. Vielmehr haben wir doch

als Männer, die abgelegt haben, was kindisch war, und als Christen, denen das Wohl des Reiches Gottes am Herzen lag, gehandelt in der Ueberzeugung, daß wir so dem Gedeihen der Kirche bei uns und um uns und den Zwecken unserer Synodalverbindung förderlich und dienstlich wären. Wenn aber ernste und vernünftige Leute einen Zweck wollen, so sollte man doch annehmen dürfen, daß sie auch die zur Erreichung dieses Zweckes nothwendigen und in ihrem Besitz befindlichen Mittel anwenden wollen. Oder soll man dem Gedanken Raum geben, es sei eine beträchtliche Anzahl Leute unter uns, denen so aller männliche und christliche Ernst abginge, daß sie erst beschließen, Anstalten zu haben, oder sich einer Synode anschließen, die Anstalten hat, und sich dann hinsetzen und thäten, als gäbe es auf Gottes weiter Erde keine Anstalt, die sie auch etwas angeinge, und für deren Wohl und Wehe sie mit verantwortlich wären?

„D ja“, könnte nun jemand sagen, „wer dergleichen mit beschlossen hat, muß selbstverständlich auch zur Ausführung stehen; gewiß. Aber ich habe nicht für diese und jene Einrichtung gestimmt und halte dieselbe auch nicht für zweckmäßig; darum kann man auch nicht erwarten, daß ich mir diese Sache am Herzen liegen lasse.“ Darauf wäre zu antworten: Das wären ja prächtige Grundsätze, nach denen sich z. B. auch ein Gemeindehaushalt gar erbaulich führen ließe. Nehmen wir an, es sollte in einer Gemeinde eine neue Schulklasse eingerichtet werden, und fünf wohlhabende Gemeindeglieder erklärten, sie könnten diese Einrichtung nicht für zweckmäßig halten; die Mehrzahl aber wäre von der Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit überzeugt und die Klasse würde eingerichtet. Wie nun, wenn jene fünf Glieder von Stund an ihrerseits Ferien machten und die Faust um den Geldbeutel legten und die Lasten, welche die neue Klasse für die Gemeinde mit sich brächten, denen überlassen wollten, die dafür gestimmt hätten. Und wenn dann nach einiger Zeit ein neues Schulhaus gebaut werden sollte, und jene fünf könnten wieder nicht finden, daß solches nöthig wäre, und sie setzten sich wieder in den Ruhestand und thäten wieder nichts, während ihre Brüder im Schweiß ihres Angesichts Schulhaus bauten — was würde man von solchen Gemeindegliedern zu halten haben?

Nein; mit dieser geruhamen, sei es trogigen, sei es bequemen Unthätigkeit ist es nichts, weder in der Gemeinde, noch in der Synode. Wer da Glied ist, hat, wo nicht Unrecht unternommen wird, sich der Mehrzahl zu fügen und treu mitzuarbeiten; oder wo die Mehrzahl sich Zwecke setzte und Ziele steckte, oder zu Mitteln griffe, die vor Gottes Wort nicht bestehen könnten, hätte eine erkenntnißreichere und gewissenhafte Minderheit, nachdem ihr kräftiges Zeugnis ungehört oder unbeachtet verhallt wäre, den Hut zu nehmen und zu gehen.

Und daß wir nun noch einen Einwurf befehen. Es könnte jemand einwenden: „Aber wie ist mir denn? Soll nicht die Unterstüßung unserer Anstalten Gegenstand freier Liebesthätigkeit sein?“ Darauf würden wir sagen: Ja; ganz gewiß nicht Gegenstand beliebiger Liebes u n th ä t i g k e i t , sondern emsiger, hingebender Liebest h ä t i g k e i t , die gewiß nicht darin besteht, daß man die Hände in den Schooß legt. Es soll auch diese Thätigkeit L i e b e s th ä t i g k e i t sein und bleiben, und wo sie das wirklich ist, wo wirklich L i e b e vorhanden ist zu dem Werk, das hier zu treiben ist, und zu den Mitmenschen, denen dadurch gedient wird, da wird es an kräftiger Mitwirkung bei dem gemeinsamen guten Werke nicht fehlen. Es soll auch in gewissem

Sinne diese Liebesthätigkeit eine f r e i e sein; niemand soll uns vorschreiben, wie viel wir geben müßten, und wir lassen uns deshalb auch nicht weismachen, was neuerdings ein Presbyterianer in einem Buch über Kirchenfinanzen vorträgt, daß nämlich auch wir Christen nach göttlichem Gesetz verpflichtet seien, den Zehnten zu geben, der von den Juden im Alten Testament gefordert gewesen sei. Aber wer nun meinen wollte, es stände in seinem Belieben, ob er als Synodalglied die Lasten der Synode tragen helfen wolle oder nicht, der wäre sehr im Irrthum. Die Verpflichtungen, welche eine Synode übernommen hat, sind in seinem Theil Verpflichtungen eines jeden einzelnen Gliedes. Wer nun, ob schon er es könnte, seinen Theil der gemeinsamen Lasten nicht selber trägt, sondern von andern tragen läßt, der stiehlt ebenso gewiß, wie jemand stiehlt, der sich Almosen geben läßt, ob schon er selber arbeiten kann oder Vermögen hat so viel oder mehr, als sein Wohlthäter. Denn für jedes Synodalglied, das zum gemeinsamen Werk nichts oder zu wenig thut, müssen andere um so viel mehr thun, und wer für einen Andern bezahlt, was derselbe schuldig wäre, der giebt thatsächlich für diesen Andern ein Almosen. Wer nun nichts hat, der hat auf solches Almosen Anspruch, und weil wir allezeit Arme unter uns haben, so sollten ja die, welche reichlich haben, immer etwas mehr geben, als gerade auf sie entfallen würde. Wer aber die nöthigen Mittel hat, um seinen Theil selber zu entrichten und durch Versagung oder Vorenthaltung seines schuldigen Beitrags einen Ausfall entstehen läßt, den andere decken müssen, damit das Nöthige zusammenkomme, der handelt um kein Haar besser, als einer handeln würde, der gesunde Glieder und Gelegenheit zum Arbeiten hätte, aber sich hinter den Ofen setzte oder ins Bett legte und sich aus der Armenkasse unterstützen ließe. Der Eine wie der Andere würde nach dem siebenten Gebot als ein Mensch dastehen müssen, an dessen Händen unrecht Gut klebt. Dazu kommt, daß geschrieben steht Jak. 4. 17.: „Wer da weiß gutes zu thun und thut es nicht, dem ist es Sünde“, und daß Gott der H e r r nicht nur den, welchem zehn Centner anvertraut waren, vor sich fordert, sondern auch den mit e i n e m Centner zur Rechenschaft zieht und ihn, wenn er des Herrn Geld nicht in des Herrn Dienst gestellt hat und nicht bußfertig ist, das Urtheil erfahren lassen wird: „Den unnützen Knecht werft in die äußerste Finsternis hinaus; da wird sein Heulen und Zähneklappen.“ Matth. 25, 30. G.

(Schluß folgt.)

Heiden und Heidenchristen.

Grönland.

I.

Wo Grönland liegt, ist leicht zu beschreiben. Nehmt eine Karte der Erde vor euch und seht das langgestreckte Amerika an, der oberste Theil davon hoch oben im Norden ist Grönland. Man hat es früher für eine Halbinsel gehalten, gegenwärtig ist es nachgewiesen, daß Grönland eine ungeheure Insel ist, die vom Festland Amerika's durch eine Meerenge getrennt weit in den Norden hineinragt, kein Mensch hat die äußerste Spitze davon noch gesehen.

Grönland ist an all seinen Ufern mit großen Eisbergen umlagert, so daß es gefährlich ist, in seine Nähe zu kommen, und kommt man nun glücklich durch alle diese Eisberge hindurch, so sieht man ein großes Schneefeld und weiter hinaus kahle Felsen, mit

ewigem Schnee und Eis bedeckt. Solche Eismassen auf allen Seiten verursachen natürlich eine furchtbare Kälte, und was Winter ist, kann man dort reichlich erfahren. Im September beginnt dort der Winter und dauert fort bis in den Juni hinein, also acht volle Monate; dabei wird die Kälte so grimmig, daß selbst Steine zerpringen, die Luft ist mit kleinen Eis theilchen angefüllt, die See dampft von Frost, der auf der Haut Blasen zieht. Die Sonne geht tief unten auf, ja sechs Wochen hindurch im Dezember und Januar geht gar keine Sonne auf, nur der Mond und der Schnee gewähren einiges Licht. Und kommt endlich nach solch einem Winter von acht Monaten im Juni der Sommer, so geht zwar die Sonne einige Wochen gar nicht mehr unter, sondern scheint Tag und Nacht, aber ehe man sich's versteht, ist der kurze Sommer wieder vorüber, und mit dem August wendet sich's bereits wieder dem Winter zu. Solch ein eisiges Winterland hoch droben im fernsten Norden ist Grönland.

Da begreifen wir's, wenn Grönland ein armes unfruchtbares Land ist; was soll auf einem solch tauben felsigen Lande, was soll bei einem solch kurzen Sommer wachsen? Von Wäldern ist dort keine Rede; Holz giebt es nicht, was nicht etwa vom Meere herbeigehemmt wird, und wollen sich Europäer dort Häuser bauen, müssen sie sich das Bauholz mitnehmen. In Grönland giebt es nur schlechtes niedriges Gestrüppe. Von Getreide ist dort noch weniger zu finden, Brot kennt man dort nicht, und wer Brot essen will, muß sich aus Europa Mehl kommen lassen. In Grönland wächst nichts als verschiedene Moose, einige Beerarten, etliche Kräuter, und in dem kurzen Sommer lassen sich etliche Gemüse, die rasch wachsen, ziehen. Auch von Thieren ist dort nicht viel zu finden; was nicht für solche Eisländer eigens gebaut ist, kommt dort nicht fort. Nur zwei Thiere sind es vornehmlich, die in Grönland vorkommen, das eine wohnt auf dem Lande, das andere im Wasser; beide muß der Grönländer haben, wenn er nicht verkommen will. Das eine ist eine Art von Hunden; der Grönländer braucht sie zum Ziehen, er spannt wohl 4—10 davon vor seinen Schlitten und fährt damit dem Winde gleich über die unermesslichen Schneegebiete. Das andere Thier ist der Seehund, der im Meere lebt; man kann sagen, der Grönländer könnte ohne den Seehund nicht leben, der ganz eigens für jenes Land geschaffen ist, also daß man auch wirklich alles von ihm verwenden kann. Das Fleisch des Seehundes ist dem Grönländer die liebste und beste Nahrung, das Fett desselben wird nicht bloß gegessen, sondern dient auch zu Licht und wie Holz zum Kochen, aus den Sehnen macht man Zwirn, aus den Gedärmen Fenster und Zeltvorhänge, aus dem Magen Schläuche, das Blut wird gegessen, die Knochen werden zu Werkzeugen verwendet, die Felle endlich geben die besten und wärmsten Kleidungsstücke. So kann man sagen, der Grönländer lebt vom Seehund; man redet vom Seehund, wie man bei uns vom Getreide redet; aller Erwerb geht auf den Seehundfang, und man versteht es, wenn einmal ein Grönländer einem Missionar, der ihm die Glückseligkeit des Himmels vorstellen wollte, zur Antwort geben konnte: Sind dort auch viele Seehunde?

Das Land kennen wir; wie steht es nun mit seinen Bewohnern?

Die Grönländer gehören eigentlich zu den Eskimos; man sagt, der Name bedeute Leute, die rohes Fleisch essen. Sie selbst nennen sich Innuits, d. h. Menschen, während sie alle Uebrigen Kablunats, d. h.

Ausländer oder Barbaren nennen. Es sind kleine Leute von brauner Gesichtsfarbe, mit breiten platten Gesichtern und kleinen ausdruckslosen Augen, die in ihren dicken Seehundspelzen, in die Männer wie Weiber gehüllt sind, sich nicht sonderlich ausnehmen. Sie wohnen in Hütten, die sie sich aus Stein und Erde, noch lieber aus Schnee und Eis bauen, am liebsten aber halten sie sich in Zelten auf; denn sie lieben ein unftetes Leben, wie es schon die Natur ihres Landes mit sich bringt. Von Landbau ist natürlich keine Rede bei ihnen, es wächst ja nichts; ihre Beschäftigung ist die Jagd zu Lande und zu Wasser, vornehmlich die Jagd auf Seehunde. Eine Obrigkeit haben sie nicht, jeder Hausvater steht seinem Hause vor, und im Uebrigen kümmert sich keines um das Andere, Jeder geht seiner Nahrung nach und bringt zusammen, was er bedarf.

Im Ganzen sind die Grönländer ein stilles, sanftes und sittsames Volk. Man hört bei ihnen nichts von Rauf und Streit, nichts von Schimpfen und Schelten. Beleidigungen werden nicht mit Blut gerächt; hat Einer etwas wider den Andern, so fordert er ihn zu einem sogenannten Singestreit heraus, wobei er den Andern lächerlich zu machen sucht, und wer das letzte Wort behält und die Lächer auf seiner Seite hat, ist der Sieger. Seine Leidenschaften weiß der Grönländer meisterlich zu verbergen. Was für unanständig gilt, weiß er sorgfältig zu vermeiden und bildet sich auf diese Sittsamkeit nicht wenig ein. Und wenn sie einen stillen eingezogenen Europäer sehen, sagen sie wohl: Er ist beinahe so sittsam wie wir; er fängt an, ein Mensch, ein Innuits, d. i. ein Grönländer zu werden; und als im Jahre 1740 eine junge Grönländerin nach Europa kam und hier freundlich aufgenommen wurde, sagte sie: Wären doch unsere Leute hier, so würden sie sehen, daß es auch hier ordentliche und gute Menschen giebt, obgleich sie nicht in Grönland geboren sind; und wenn dann Europäer nach Grönland kamen, die in Laster und Schande lebten, sagten sie wohl: Die Leute haben den Verstand verloren, das Tollwasser — sie wollen sagen, der Branntwein — hat sie rasend gemacht.

Mancher hat schon gefragt, ob denn solche Völker auch noch Missionare brauchen? So hört nun auch noch etliches von der Religion der Grönländer sowie von ihrem sonstigen Leben, und ihr werdet bald erkennen, daß auch Grönland die Mission braucht, und daß auch diese scheinbar so gutmüthigen und friedlichen Eskimos der Hülfe des barmherzigen Gottes, die das Evangelium ihnen darbietet, bedürftig sind.

Die Religion der Grönländer ist eine armfelige Religion. Vom wahren, lebendigen Gott wissen sie nichts. Sie reden von zwei großen Geistern. Der eine derselben, der gute Geist, kümmert sich nicht um die Menschen, dazu ist er zu groß, das überläßt er niederen Geistern; wie sollte ein solch großer Geist sich herablassen, an die armen Menschen zu denken? Dagegen der andere Geist ist böse und mißgünstig und hat seine Freude, die Menschen zu quälen. Er bringt Krankheit und Hungersnoth, er ist schuld, wenn es keine Seehunde giebt, er macht den Fischfang unmöglich, und alles, was sonst Schlimmes kommt, hat seine Mißgunst und Eifersucht gethan. Kein Wunder, wenn die Grönländer von einem Gottesdienst nichts wissen. Desto mehr sind sie ihren Zauberern, den sogenannten Angefoks, ergeben, denn diese geben vor, mit den großen Geistern in Verbindung zu stehen. Sie wollen die Mißgunst des bösen Geistes bannen, sie wollen den Rath des guten Geistes erholen. Diese

Angefoks werden auf alle Weise geehrt, ihren Weisungen wird unbedingter Gehorsam geleistet. Die Welt, meinen die Grönländer, ruhe auf Stützen, die bereits morsch geworden; die Angefoks bessern die morschen Stützen aus, und die Welt wäre längst eingestürzt, wenn sie nicht wären. Solchen Leuten hängt alles an — es sind eigennütige Betrüger. Bei dem Volk findet man eine große Satttheit und Selbstzufriedenheit. Weil der Grönländer sich äußerlich anständig benimmt, achtet er es wenig, daß Unzucht und Wollust aller Art im Finstern und Geheimen geht. Weil Grönländer sich unter einander nicht befehlen, sondern nur gegen „Barbaren“ die Hände ausstrecken, meinen sie bereits ehrliche Leute zu sein. Wie bitter klagen alle Missionare über diese Satttheit und Selbstzufriedenheit der Grönländer. Und wie traurig steht es mit den Frauen! Vielweiberei findet sich zwar selten, aber des Grönländers Weib ist sein Lastthier. Das Weib soll sich mühen und plagen, und thut sie es nicht, erhält sie Schläge. Werden die Frauen Wittwen, so müssen sie Dienstmägde sein, und erreichen sie ein hohes Alter, so betrachtet man sie als „Hexen“. Und wie traurig steht es erst mit den Kindern! In Unwissenheit und Rohheit leben sie dahin, sie lernen fischen und jagen, lernen die Angefoks fürchten, aber von anderen Dingen lernen sie nichts.

Ihr werdet wohl nicht fragen, ob die Grönländer Hülfe brauchen. Eines freilich ist anders, als viele sich vorstellen. Wer von Grönland's Eisgebieten hört, der meint wohl, die Grönländer brauchten ein anderes Land, eine andere Lebensweise, brauchten andere Bequemlichkeiten und Lebensgenüsse. Aber wenn ein Grönländer nach Europa kommt, ergreift ihn das Heimweh, entweder verkommt er, oder er lebt erst wieder auf, wenn er in sein armes Land wieder heimkommt.

Aber ein anderes braucht der Grönländer, das ist das Evangelium. Wenn der Herr Jesus Christus bei dem Grönländer einzieht, dann wird es anders; denn wo Jesus Christus ist der Herr, wird's alle Tage herrlicher.

Wie das geschehen ist, davon wollen wir das nächste Mal hören.

(Nach „Schlier, Missionsstunden“.)

Zur Affentheorie.

Aus dem Leben des trefflichen Superintendenten Büchsel in Berlin wird folgende Geschichte erzählt. Unter den Kindern, die zu Büchsel in den Confirmandenunterricht kamen, befand sich auch ein Junge, der schon recht bewußt auf der Höhe moderner Weltanschauung stand und auch demgemäß zu reden mußte. Dieser Bursche machte nun einmal in einer Unterrichtsstunde den Einwurf: „Aber, Herr Superintendent, mein Vater hat uns Kindern gesagt, daß wir vom Affen abstammen.“ Büchsel sah ihn ruhig an und entgegnete: „Lieber Junge, wir haben uns hier mit deinen Familienangelegenheiten nicht zu beschäftigen.“

Kürzere Nachrichten.

— In „Herold und Zeitschrift“ wird berichtet: Wie gewöhnlich so sind auch dies Jahr wieder die lutherischen Gemeinden in Chicago allen andern weit voraus in der Zahl neuconfirmirter Glieder. In den von missourischen Pastoren bedienten Gemeinden allein waren es am Palmsonntag 1297 Kinder, die confir-

mirt wurden. Dieselben vertheilten sich wie folgt auf die verschiedenen Gemeinden: Pastor Bartling 167, Pastor Engelbrecht 164, Pastor Vochner 155, Pastor Succop 145, Pastor Wunder 137, Pastor Wagner 127, Pastor Hölter 126, Pastor Reinke 118, Pastor Müller 67, Pastor Strechfuß 45, und Pastor Werfelmann 17.

— J. T. Morton, ein hervorragender Geschäftsmann in England, hat der presbyterianischen Missionsgesellschaft das Anerbieten gemacht, er wolle im südlichen China zwei ordinirte Missionare und zwei Ärzte in ihren Dienst stellen und drei Jahre lang die sämtlichen Unkosten ihres Unterhalts tragen. Im ganzen chinesischen Reich arbeiten nach dem Chinese Recorder gegenwärtig 34 protestantische Missionsgesellschaften mit 912 ausländischen Missionaren.

— Aus dem Mormonenlande Utah berichtet der schwedische Missionar Franz an „Aug. och Miss.“ von den Anstrengungen, welche seitens der Mormonen gemacht werden, um den Druck, der durch Handhabung der bürgerlichen Gesetze gegen sie geübt wird, von sich abzuwenden. Selbst die Frauen müssen mit zugreifen, und eine Versammlung, welche kürzlich von 1300 bis 1400 Frauen abgehalten wurde, beschäftigte sich mit der Abfassung einer Klageschrift, die an den Präsidenten geschickt werden und demselben zu Gemüthe führen soll, wie übel von ihnen das Einschreiten der Regierungsbeamten mit Prozessen gegen „die Heiligen“ vermerkt werde. Danach möchte man meinen, diese Frauen müßten ein liebliches Loos haben im Mormonentum. Man weiß aber, daß dem nicht so ist; sie führen vielmehr in den allermeisten Fällen ein elendes, friedloses und kümmerliches Dasein, und ein sehr hervorragender Mann, der viele Jahre lang zu den Mormonen gehört und ihre Sache von Grund aus kennen gelernt hat, jetzt aber zu besserer Gesinnung gelangt und von ihnen ausgegangen ist, hat sich jüngst so ausgesprochen: „Ihr, die ihr außerhalb der Gemeinschaft steht und das Mormonentum sehr genau studirt und manches Abscheuliche mit angesehen habt, ihr meint, ihr wüßtet ziemlich Bescheid; aber eure tiefgehendste Kenntnis und eure kühnsten Vorstellungen von der Sache kommen der Wirklichkeit noch nicht auf viele Meilen nahe; das Mormonentum ist eine Hölle.“

Zwar ist gegenwärtig das Mormonenvolk ohne einheitliche Oberleitung; denn der eigentliche Leiter, Geo. D. Cannon, ist, da ihn die Gerichte wegen unterschiedlicher Mißthaten zu sprechen wünschten, auf eine längere Missionsreise gegangen, und seine Vürzen haben, da er sich zum Termin nicht stellte, ihre \$45,000 bezahlen müssen. Ein sauberer Hirte! Der gute Hirte dort in Bethsemane sprach: „Suchet ihr denn mich; so laßt diese gehen.“ Dieser aber handelt nach dem Satz: „Suchet ihr mich, so haltet euch an diese; ich will lieber gehen.“

— In dem seit Anfang dieses Jahres von Herrn Pfarrer Magnus in Bischheim herausgegebenen „Monatsblatt für Christen Augsburgischer Confession“ lesen wir:

In Paris treten die Römischen gar sanft und bescheiden auf. Der Kardinal Guibert, Erzbischof von Paris, richtete ein Schreiben an den Präsidenten Grevy, worin er bittet, der Präsident wolle seinen Einfluß geltend machen, daß die belästigenden Maßnahmen gegen die Katholiken aufhören. Die Katholiken ständen den republikanischen Staatseinrichtungen, vorausgesetzt daß die Religion respektirt werde, durchaus nicht feindselig gegenüber. Die Orgel, welche man in Rom spielt, verfügt eben über ein ausgedehntes

Stimmregister, und je nach den Umständen wird „Drummbaß“ oder „Himmelsstimme“ gezogen.

Uebrigens scheint es in der katholischen Kirche eine ganze Partei zu geben, welche mit dem jetzigen Pabst keineswegs zufrieden ist. Es werden neuerdings Briefe eines französischen Grafen, eines hervorragenden Ultramontanen, bekannt, in denen kein sehr schmeichelhaftes Bild von der römischen Schlangenkugigkeit gezeichnet wird.

Die Diplomatie Leo's XIII. soll darin bestehen, daß er diejenigen, die mit ihm unterhandeln, durch Concessionen verblüfft, die sie gar nicht zu verlangen wagten. Was an der Sache ist, wissen wir nicht. So viel scheint klar, daß der heilige Vater einige ungezogene Söhne hat und daß die Einigkeit in der römischen Kirche, aus der Ferne gesehen, sich blau und glatt ausnimmt wie ein Gebirge, dem näher Tretenden aber Spalten und Risse genug vorweist.

— In Afrika ist der Bischof Jakob Hannington, einer der tüchtigsten Missionare der Missionsgesellschaften von England auf Befehl des Königs von Uganda verhaftet und mit seiner Begleitung von 50 Personen hingerichtet worden. Am 20. Oktober kam der Bischof in das Gebiet des Königs am Nyanza-See, um die daselbst stationirten drei Missionare mit ihrem Häuflein bekehrter Christen zu besuchen und zu stärken. Der König hatte ihm einen Häuptling mit Kriegern entgegen gesandt, und der ergriff ihn mit seinen 50 Trägern und legte sie in den Stock. Erst wurde der Hals zwischen zwei starke Aeste eingeklemmt, dann Hände und Füße. Der Bischof war krank und konnte nur Milch zu sich nehmen. Von Uganda kam der Befehl des Königs zu ihrer Hinrichtung. Am 31. Oktober nahm man die Gefangenen aus dem Stock und enthauptete sie. Daß der Bischof darunter war, erfährt man nachher aus der Erzählung, der Weiße habe nur einen Daumen gehabt. Er hatte nämlich in seiner Jugend durch einen Unglücksfall den linken Daumen verloren. Nur vier von den 50 Trägern sind in dem Getümmel entronnen und glücklich nach Sansibar entkommen, wo sie von dem grausamen Gemekel erzählten. Seit diese Nachrichten bestätigt worden sind, besonders durch Briefe an den Sekretär der Londoner Missionsgesellschaft, haben sich sechs und zwanzig junge Männer für den Missionsdienst in jenem dunkeln Heidenlande angeboten.

Büchertisch.

Alle an dieser Stelle empfohlenen Bücher zc. können durch unsere Synodalbuchhandlung bezogen werden.

Christi Einsetzung des heiligen Abendmahls. Lithographie 22x28. Preis \$1.00.

Der bekannte Maler Wehle von hier hat seinen biblischen Bildern ein neues hinzugefügt, und zwar hat sich der Künstler diesmal an eine Aufgabe gewagt, deren Lösung ihre besondern Schwierigkeiten bot, die sich schwer, in einem Bilde von der Art und dem Zweck des vorliegenden wohl gar nicht völlig überwinden lassen, sondern dem Maler, der nicht nach Art der alten Meister sie völlig außer Acht setzen will, stets das Bestreben aufdrängen wird, sie wenigstens theilweise zu verdecken. So hat denn z. B. auch Herr Wehle die Tischgesellschaft, welche er darzustellen hatte, als nach damaliger morgenländischer Sitte auf niedrigen Polstern an der Tafel gelagert dargestellt, aber durch ge-

schiebt angebrachte Säulen und Zierrpflanzen und andere Mittel das Störende, das eine solche geschichtlich richtige Darstellung für das Volk unserer Tage hat, zu verdecken und abzuschwächen gesucht, und es ist ihm dies in erfreulichem Maße gelungen. Was wir hier im Bilde vor uns sehen, ist ein Abendmahls; denn draußen ist's Nacht, und die Lampen brennen im Saal. Es ist des Herrn Abendmahl; denn unverkennbar ist die ernste, erhabene Gestalt in der Mitte nicht nur örtlich, sondern auch in der Aufmerksamkeit aller Tischgenossen der Mittelpunkt, die Hauptperson, auf die aller Augen und Herzen gerichtet sind und auch des Beschauers Auge immer wieder sich zu richten hat. Und es ist das Abendmahl in der Nacht, da der Herr verratzen ward, denn eben tritt aus dem zur hohen Oesterzeit festlich geschmückten Saal der Verräther, einer von den Zwölfen, in die Nacht hinaus, um bald zu thun, was er thun wollte. Aus diesem Umstand erkennen wir auch den Zeitpunkt, den das Bild uns vorführt; denn da nach Luc. 22, 21. der Heiland nach dem Austheilen des Kelchs noch die Worte sprach: „Doch siehe, die Hand meines Verräthers ist mit mir über Tische“, so muß, da sich Judas hier entfernt, die Einsetzung des Sacraments, bei der Judas noch zugegen war, hier eben vorüber sein. Wir haben somit wirklich ein historisches Bild vor uns, von dem jeder, der die Geschichte des Ereignisses kennt, auch ohne alle Unterschrift mit Sicherheit sagen kann, was es darstellt, und sogar den Zeitpunkt angeben kann, der hier zur Darstellung gebracht ist. Das schöne Bild eignet sich nicht nur zum erbaulichen Schmuck eines christlichen Hauses, sondern auch als Altarbild für kleine Kirchen, und es steht zu hoffen, daß des Künstlers fleißige Arbeit in einer weiten Verbreitung des Bildes eine anerkennende Belohnung finden werde. G.

Dankagung.

Die Fakultät und Schüler unserer Anstalt sprechen hiedurch Frau Präses Bading und den übrigen freundlichen Geberinnen in Milwaukee ihren herzlichsten Dank aus für die prächtige Flagge, welche uns überreicht ist. Es ist ja nicht nur die schöne Gabe, sondern auch das durch dieselbe bekundete theilnehmende Interesse, das so überaus wohlthuedend berührt. Wolle der Herr dasselbe uns eine Ermunterung sein lassen zu immer ernstlicherem Streben und den Stifterinnen reichlich vergelten.

Watertown, den 22. Mai 1886.

A. F. Ernst.

Ordination und Einführung.

Am Sonntag Cantate, als am 23. Mai, wurde Herr Pastor H. Denninger, der, in unserm Seminar für das heilige Predigtamt vorgebildet, nach bestandnem Examen einem Beruf an die ev.-luth. Immanuel-Gemeinde zu Hilton, Wis., gefolgt war, im Auftrag des Ehrw. Herrn Präses unserer Synode durch den Unterzeichneten inmitten genannter Gemeinde feierlich ordinirt und eingeführt.

Der Herr und Erzhirte seiner Gemeinde, unser Herr Jesus Christus, wolle auch durch diesen seinen Diener mit Kraft und Gnaden seine Kirche bauen und sein Reich ausbreiten zum Heil und Segen vieler Seelen!

A. Gräbner.

Synodal-Versammlung.

In Folge des bei vorjähriger Synodal-Versammlung gefassten Beschlusses wird sich die ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St. in diesem Jahre in St. Paul, Minn., in der Kirche der St. Joh.-Gemeinde (Herr Pastor E. Gaujewitz) zur Abhaltung ihrer diesjährigen Sitzungen versammeln. Dieselben werden Mittwoch, am 23. Juni, früh 10 Uhr ihren Anfang nehmen und bis Dienstag, 29. incl., dauern.

Meldungen behufs Quartier mögen rechtzeitig bei Herrn Pastor E. Gaujewitz gemacht werden. — Auch werden Schritte zur Erlangung der üblichen Fahrpreis-Ermäßigung gethan werden. Th. Jäfel.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXI: PP Streißguth 1.05, und für Herrn Heim 1.05, Stärken 1, Dammann (für Manze) 1.05, G Löber 10 Cts., A Denninger 4.20.

Jahrg. XX, XXI: P Hoffmann 14.75, 30.

Jahrg. XIX, XX: P G Hoyer 7.15, 15; P J J G Sauer 3.70, 6.30.

Jahrg. XIX: P G Mülhthäuser 4.

Th. Jäfel.

Für das Seminar: P Rader, Coll. fr. Gem. \$6.50; P Gaujewitz, Ostercoll. \$4; P G Hoyer, Ostercoll. aus West Bend \$6; P Thurrow, Coll. der Gem. in Greenfield für Seminarbau \$10; P Bendler, Coll. der Gem. in Burlington \$5.20; P Kommenjen, Coll. fr. Gem. \$7.76; P Dejung, Ostercoll. \$4; P J G Dehler, Ostercoll. der Gem. der Gem. in Bay City \$6.75; P Jäfel, Hauscoll. von Frau Uhring \$5, C Wessel sen., Fr Wendt, W Rossow je \$1, Summa \$8.

In voriger Nummer ist bei P Bading statt Marie C zu lesen: Marie L.

Für die Anstalten: P Hoffmann, Confirmationscoll. der Salemsgem. \$10, von Witfrau M Strauß für Seminar \$4, für Wat. \$4, für Miss. \$2.00.

Für das Reich Gottes: P J J Dehler, Ostercoll. von der Gem. in Mayville \$5.19, von der Paulsgem. in Hubbard \$12.14, von Carol. Wigke für Bau \$1.

Für arme Studenten: P Töpel, von A Kessin \$1. Th. Jäfel.

Für den Seminar-Haushalt: Von Herrn H J Zahrling, St. Joh.-Gem. in Milwaukee 1 Schinken; von einem ungenannten Geber 2 do.; von Frau Böder sen. und jun., St. Joh.-Gem. in Milwaukee, 2 Duzend Eier und \$2; durch P J Stiemke in Kirchhahn, Coll. auf der Hochzeit von A Kannenberg mit Sophie Voigt \$3.91. Von Frau Veiersdorf, St. Markusgem. in Milwaukee, 1 Quantum Gemüse. Aus der St. Joh.-Gem. in Milwaukee von Frau Köpffel 2 Kuchen, Frau Bensemann sen. 2 do., Frau Lecher 4 do. Aus der St. Paulsgem. zu Town Franklin, Milwaukee Co., Wis., durch die Vorsteher Wolter und H Bruß gesammelt von Wolter, 10 Duzend Eier, 1 Hahn und 1 Huhn; Bussian 2 Duzend Eier; H Hempe 3 Duzend do., J Eifert 3 Duzend do., L Schläter 3 Duzend do., 1 Huhn, J Wolter 4 Duzend Eier, 1 Huhn, J Sander 2 Duzend Eier, 1 Huhn, H Behrens 4 Duzend Eier, 1 Huhn und gelbe Rüben, H Bruß 4 Duzend Eier und 1 Huhn, J Marti 2 Duzend Eier und 1 Huhn. Durch Vorsteher Fr

Bruß von J Ladwig 1 Duzend Eier, 1 Wurst, Frau Müller 2 Duzend Eier, Gemagli 4 Duzend do., J Ladwig 5 Duzend do., Staag 3½ Duzend do., Kufow 2 Duzend do. und 2 lb Butter, Bull 3 Duzend Eier und 1 Wurst, J Pittelkow 2 Duzend Eier, A Heitte 3 Duzend do., Lampe 3 do., Heitte 3½, A Pittelkow 1, Kobran 2 und 1 Wurst, Westphal 2½ und 1 Wurst, Schildhelm 2, Kasten 2, Delektart 1½, J Buß 2 Dhd. Eier 2 Würste. Durch Vorsteher J Fischer, Lüneburg 1½ Duzend Eier, Bender 1½, M Martin 1½, G Wendt 1½, Baumann 1, Salschow 1, C Fischer 2, W Fischer 1, H Buttamer 2, H Birns 2, Wme. Wendt 1 Duzend Eier, P Martin 2 Duzend und 2 lb Butter, J Barg 2 lb Butter, J Fischer 1 Schinken. Durch Vorsteher Wangerin, von Wangerin 3 Duzend Eier, Knefer 4, Heiser 2, Eggert 2, Lau 2, Beber 2, Hartfeil 2, Oswald 2 do. Von Frau H Bruß 1 Rolle Butter, Wolter sen. 1 do. und Tauben, M Martin 1 Sack Kartoffeln, Fr Wolter jun. 1 Rolle Butter. H Bruß und M Martin je 1 Fuhre zur Stadt. Durch P J Greve, Coll. seiner Gemeinde in Kewaskum \$8.50. Von Bäcker G Schäfer in Milwaukee, Nachlaß an Rechnung \$2.

Für arme Studenten: Von den Konfirmanden der St. Markusgem. in Milwaukee \$3. Durch Prof. A Hönede St. Matthäusgem. \$5. Mr. Schäfer, St. Matthäusgem. \$1.29. P Jäfel, vom werthen Frauenverein der Gnadengem. in Milwaukee \$10. Frau Marie Christgau, Gnadengemeinde in Milwaukee, 3 Paar wollene Strümpfe. Konfirmationscoll. der St. Paulsgem. zu Town Franklin, Milwaukee, Wis., \$10.35. Durch P Th Jäfel, Gnadengem. in Milwaukee, 1 Quantum getragene Kleider und Wäsche, geschenkt von Frau M. J.

Zur Bezahlung der Blasinstrumente: Durch P J Bading, Coll. der St. Joh.-Gem. in Milwaukee \$19.52. Coll. durch Herrn Lehrer Behrens \$3.

Den freundlichen Gebern dankt im Namen der Anstalt E. Noß.

Von P Rader, pers. B. \$5; P Koch, pers. B. \$5; P Strube, Coll. \$7, pers. B. \$3; Lehrer Brenner, pers. B. \$3; P Bergmann, pers. B. \$5; P J J Meyer, pers. B. \$5; P Konhardt, pers. B. \$3. Joh. Bading.

Für die Neger-Mission: P D Wüßl, Coll. der St. Johannesgemeinde zu Woodland \$4.70.

Für die Heiden-Mission: P Chr Gevert, von seinen Konfirmanden \$2.55. E. Dowidat.

Von Witwe C Gieschen \$5 für das „Lutherische Pilgerhaus“ dankend erhalten. S. Keyl, 8 State Str.

Von Herrn P Raders Gemeinde in Waumatoa eine Collecte im Betrage von \$5.95 erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank Emil Koller.

Milwaukee, den 13. Mai 1886.

Erhalten durch P G Denninger vom Frauenverein der luth. Gemeinde in Menasha, Wis., für das luth. Pilgerhaus in New York \$10.

E. Eißfeldt, Kassirer.

Veränderte Adresse:

Pastor F. Ave Lallemand, Flatville, Champaign Co., Ill.

Taufschein.

Unser Taufschein, dessen erste Auflage vergriffen war, ist jetzt in einer neuen, verschönernten Ausgabe wieder zu haben. Infolge der erhöhten Herstellungskosten hat zwar auch eine entsprechende Erhöhung des Kaufpreises eintreten müssen; doch ist der Schein immer noch billig, nämlich 75 Cents das Duzend, im Hundert \$5.00. Un zahlreiche Bestellung bittet

die Synodabuchhandlung.
F. Werner, Agent.

Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücherverlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodabuchhandlung zu den beigezeichneten Preisen zu haben sind.

Dr. Martin Luthers
Kleiner Katechismus

mit
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.
Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.

A First Course
in

Composition and Grammar.

By A. L. Graebner.

Preis: einzeln 50 Cents, das Duzend \$5.00.

Amerikanisch-Deutsche Bibel.

Herausgegeben von der Lehrerconferenz der ev.-luth. Synode von Wisconsin.

Preis: einzeln 25 Cents, das Duzend \$2.40.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil II.

Für Mittelklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben
von
A. F. Ernst.

Amerikanisch-Deutsches Lesebuch.

Teil III.

Für Oberklassen christlicher Schulen.

Herausgegeben
von
August F. Ernst.

Preis = = = 80 Cts.

F. Werner, Agent,
436 Broadway, Milwaukee, Wis.

Herr Werner wird Allen, welche biblische Bilder, besonders die bekannten Bilder von Wehle, das Abendmahl von Leonardo, auch gute Zeichenvorlagen für Schulen, Zeichenhefte, Bilderrahmen ic. beziehen wollen, aufs beste empfohlen.